

BETTINA FLITNER

ZEIGEN, WAS IST

„ICH BIN MUSLIMIN UND WILL MEINE FREIHEIT. ICH HABE MICH FÜR MEIN EIGENES LEBEN ENTSCHIEDEN. EINFACH WAR DAS NICHT, OFT IST MEIN HERZ SCHWER ... ABER ES HAT MICH STARK GEMACHT.“



—**Bilder, die hypnotisieren** „Ich will einfach wissen, wie die Leute denken.“ Viel mehr braucht es nicht, um die Motivation zu beschreiben, die hinter den bedeutendsten sozialpolitischen Essays der deutschen Fotoszene steht. Bettina Flitner ist die Frau, die sie macht. Mit ihren Arbeiten, die ständig zwischen dokumentarischem Journalismus und inszenierter, fast poetischer Fiktion schwanken, sorgt sie immer wieder für Aufsehen. Dabei gehören auch Porträts zu ihrem Schwerpunkt. *camerawoman* hat mit der Fotografin gesprochen.

FOTOS: **BETTINA FLITNER**
TEXT: **FLORIAN STURM**

Die Tür öffnet sich und Justus Frantz betritt den Konferenzraum eines Berliner 5-Sterne-Hotels. Er setzt sich an einen Tisch, schlägt seine Zeitung auf und beginnt, in aller Seelenruhe zu lesen. Bettina Flitner, die bereits seit zwei Stunden auf den deutschen Pianisten und Dirigenten wartet, spricht ihn an: „Entschuldigung, ich müsste Sie dann jetzt mal fotografieren.“ Leicht irritiert und gedankenversunken schaut er kurz hoch: „Ja, ja ... machen Sie ruhig.“ Und schon verschwindet sein Kopf wieder hinter der Zeitung. „Herr Frantz, eine kurze Frage“, unterbricht ihn die Fotografin. „Würden Sie eigentlich jemandem Ihres Orchesters erlauben, bei der Probe Zeitung

zu lesen?“ „Natürlich nicht“, erwidert dieser entschlossen. „Und warum sollte ich Ihnen das erlauben, wo wir doch zu einem Fototermin verabredet sind?“ Sichtlich verärgert unterbricht der Künstler erneut seine Lektüre und blickt Bettina an. Damit hat er wahrlich nicht gerechnet. Dass ihm ... also, dem gestandenen Dirigenten Justus Frantz ...

KEINE ANGST VOR GROSSEN NAMEN

„Ich war mir unsicher, ob ich jetzt gleich die Zeitung um die Ohren bekomme oder nicht“, erinnert sich Bettina an dieses Shooting. Glücklicherweise bleibt die Zeitung auf dem Tisch und Frantz folgt den Anweisungen

der Fotografin in treuem Gehorsam. Sein Erstaunen ist jedoch auch unmittelbar nach dem Ende des Shootings noch spürbar. „Sie können sich gar nicht vorstellen, was mir da gerade passiert ist“, hört man ihn auf dem Weg nach draußen zum Hotelpersonal sagen. Denn in der Regel ist es Frantz, der das Ensemble leitet. Er gibt die Kommandos, andere folgen. Ob er dabei einen Taktstock führt oder nicht, ist unwesentlich.

Dieses alte Strickmuster zu durchbrechen, scheint Bettinas Erfolgsrezept bei ihren Porträts zu sein. Als sie 2002 die ehemalige polnische Justizministerin Barbara Piwnik fotografieren soll, diese aber permanent mit einem ihrer drei Handys beschäftigt ist, packt Bettina die Staatsgesandte bei den Schultern – eigentlich strengstens untersagt – und überzeugt sie, die Telefone doch mal auszuschalten; einem wütenden Reinhold Messner begegnet sie wiederum mit einer ordentlichen Prise Humor und entspannt somit die Shootingsituation. „Ich habe einfach keine Angst vor den Menschen“, erläutert sie ihre Methode, in relativ kurzer Zeit Zugang zu den Personen vor ihrer Kamera zu finden.

Insbesondere für Prominente ist ein Fototermin oft lästige Pflicht. Da sei es wichtig, sie für einen kurzen Moment aus dem Takt zu bringen. Dass das nicht immer funktioniert, versteht sich von selbst. Doch bis auf ein, zwei Ausnahmen ist Bettinas Quote makellos. So hatte sie bereits nationale und internationale Berühmtheiten wie Pina Bausch, Franka Potente oder Magret Atwood vor der Linse. Die letzte Porträtaufnahme von Günter Grass vor dessen Tod im April diesen Jahres stammt ebenfalls von ihr.

Neben ihrer Beharrlichkeit sowie den fehlenden Berührungsängsten spielt ein weiterer Aspekt bei Bettinas Bildern eine elementare Rolle: Wer einmal die Gelegenheit hatte, die Fotografin bei der Arbeit zu sehen, kann nicht anders, als fasziniert zu sein von der inneren Ruhe, Konzentration und Besonnenheit, mit der sie zu Werke geht. Jeder, der sich auf sie einlässt, wird automatisch mitgerissen von der Fokussierung auf das Hier und Jetzt, die Reduktion auf das Wesentliche im jeweiligen Moment. →



„MEIN FEIND SIND ALLE, DIE KLEINE KINDER MISSBRAUCHEN. ERST WÜRD
ICH MIT IHNEN REDEN, UND WENN SIE NICHT VERSTEHEN, WÜRD
ICH SIE EINFACH TOTSCHLAGEN. ICH WAR ZWISCHEN 6 UND 13 DRAN. MEIN VATER
UND NACHBARN.“



„ICH HAB’ MEIN HERZ
NOCH NIE VERLOREN.
ER HAT MIR IN DER
FLEISCHEREI IMMER MIT
DEN SCHWEREN KISTEN
GEHOLFEN. NACH NEUN
MONATEN WAR MANDY
DA. ICH HATTE MIR DAS
ALLES ANDERS VORGE-
STELLT ...“

MEIN FEIND. MEIN HERZ. MEIN DENKMAL.
1992-1996

Für diese Trilogie arbeitet Bettina mit Passantinnen, die sie zufällig in Köln oder Berlin trifft und schließlich in ihrem Studio fotografiert. Auftakt ist das Projekt „Mein Feind“ (1992) mit der Fragestellung Haben Sie einen Feind? Und wenn ja, was würden Sie mit ihm tun – wenn Sie es ungerecht tun dürfen?, gefolgt von „Mein Denkmal“ (1994, Haben Sie ein Denkmal verdient? Und wenn ja, wofür?) und „Mein Herz“ (1996, Haben Sie jemals Ihr Herz verloren? Und wenn ja, mit welchen Folgen?).



„MEIN NAME IST MARGARETE SCHULZE. ICH MÖCHTE EIN DENKMAL DAFÜR, DASS ICH
SO VIEL DURCH HAB’. IN ZWICKAU IN DER MILCHBAR GEARBEITET. 500 MARK IM MONAT
UND SECHS KINDER. MEIN ERSTER IST IM KRIEG GEFALLEN. MEIN ZWEITER – IMMER ZU
HAUSE, HERZKRANK. MEIN JETZIGER HAT ES AM RÜCKEN, NUR SITZEN UND LIEGEN
GEHT. ABER ICH, ICH KANN STEPPEN.“



Boatpeople, 2008

VOM FILM ZUM FOTO

Bettina erblickt 1961 in Köln als Tochter einer Kindergärtnerin und eines Juristen das Licht der Welt. Zunächst macht sie beim Westdeutschen Rundfunk eine Ausbildung zur Cutterin, studiert anschließend an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin und liebäugelt damit, Regisseurin zu werden. 1989 fällt der Eiserne Vorhang und mit ihm Bettinas berufliche Orientierung. Fortan konzentriert sie sich auf die Fotografie, nicht mehr

aufs Bewegtbild. Und das, obwohl sie für ihre frühen Filme mehrfach ausgezeichnet wird. Noch immer im Sog des Mauerfalls durchstreift die junge Frau bis zum Sommer 1990 den ehemaligen Grenzstreifen und befragt diverse Menschen zu ihren Gedanken über Ost und West. Die daraus resultierende fotografische „Reportage aus dem Niemandsland“ (1989/90) ist schließlich ihr Durchbruch. Doch ist es möglich, dass eine der bedeutendsten zeitgenössischen Bilderma-

cherinnen Deutschlands erst als Endzwanzigerin nennenswert mit der Fotografie in Berührung kommt? Schließlich ist über ihre fotografischen Ambitionen vor der Wende so gut wie nichts bekannt. Natürlich habe sie schon zuvor Bilder gemacht, erzählt sie uns. Mit 15 leiht sie sich die Minolta-Kamera ihres Cousins und nähert sich der Fotografie an. Es ist eine neue Welt, an der sie Gefallen findet, denn drei Jahre später klopft sie wieder bei ihm an, um mit seiner Minolta ihr erstes umfangreicheres Projekt anzugehen: zehn Tage in der Benediktinerinnen-Abtei in Steinfeld/Eifel, eine Reportage über die Nonnen und das Klosterleben. „Schon damals war die Kamera für mich wie eine Eintrittskarte in eine fremde Welt, wie ein Schlüssel, um all das zu sehen und zu fragen, was mich interessierte“, erinnert sich Bettina.

Neben dem Filmstudium und der Ausbildung arbeitet sie für Kölner Stadtmagazine und die Zeitschrift *Emma*. Das Fotografieren bringt sie sich selbst bei. „Ich bedaure es nicht, nie auf einer Fotoschule gewesen zu sein. Dort kann es passieren, dass die Professoren die Klasse auf ihren Stil einschwören und die Schüler dann nicht mehr frei sind, ihre eigene Handschrift zu entwickeln. Ich konnte meinen eigenen Blick auf die Welt richten“, so Bettina. Beruflich voll und ganz in die Fotografie einzusteigen, ist für sie damals keine Option. Doch dann kommt der 9. November 1989 und mit ihm die „Reportage aus dem Niemandsland“: „Der Mauerfall war wie eine Initialzündung. Plötzlich war mir bewusst, was ich mit Fotografie und begleitendem Text alles machen kann“, erklärt sie ihren Perspektivwechsel.

AUCH MAL UNBEQUEM SEIN

Und so entstehen über die vergangenen 25 Jahre zahlreiche Essays, die zumeist eine deutlich größere Sprengkraft entwickeln als Bettinas zweiter Schwerpunkt, die Porträts: In der Serie „Nachbarn“ dokumentiert sie die rassistisch motivierten Ausschreitungen von Hoyerswerda vom September 1991; die Trilogie „Mein Feind. Mein Herz. Mein Denkmal.“ (1992-1996) inszeniert tief persönliche, doch allgemeingültige Gefühle und Gedanken von Passantinnen in Köln und Berlin; bei „Frauen mit Visionen“ (2001) reist sie durch ganz Europa, um systematisch Frauen zu besuchen, die den Kontinent über ihre eigenen Landesgrenzen hinaus geprägt haben, von der Staatschefin bis zur Künstlerin oder Menschenrechtlerin; für den Zyklus „Freier“ (2013) fotografiert sie die Kunden des Stuttgarter Großbordells Paradise – eine Serie, die bundesweit für Aufsehen sorgt. ➔



„ICH BIN STOLZ, EIN DEUTSCHER ZU SEIN. MEINE SCHNÜRSSENKEL SIND AUF DEUTSCHE ART GEBUNDEN, ALSO PARALLEL VON LOCH ZU LOCH. EUGENTLICH FINDE ICH JA AUCH DIE LOVE-PARADE GUT, DA FEIERN ALLE ZUSAMMEN, DEUTSCHE UND AUSLÄNDER, LINKE UND RECHTE. ABER HEUTZUTAGE MUSS MAN SICH JA ,NER GRUPPE ANSCHLIESSEN, SONST KRIEGT MAN VON ALLEN EINEN REINGEZWIEBELT.“
ANDRÉ, 18, ARBEITSLOS

ICH BIN STOLZ, EIN RECHTER ZU SEIN 2001

Sie leben in den Vorstädten von Berlin, tragen Springerstiefel und „White power“-Jacken und haben kahl rasierte Schädel. Bettina spricht sie an. Beobachtet und fotografiert. Was verstehen sie unter „rechts“? Und was könnten ihre Motive sein?



„RICCO, MEIN FREUND, SIEHT EINFACH COOL AUS. WIR SIND SEIT ZWEI MONATEN ZUSAMMEN UND SEITDEM BIN ICH DABEI. DIE RECHTE MODE IST COOL ... UND DIE RECHTE MEINUNG IST COOL. AUCH POLITISCH UND SO. ICH HAB' DIE RENEE-FRISUR, WEIL ICH ZEIGEN WILL, DASS ICH EIN SKIN-GIRL BIN. UND DASS ICH DAZUGEHÖRE UND SO ... AUCH ZU IHM.“
SUSI, 14, SCHÜLERIN



„WARUM CH RECHTS BIN? WEIL BEI DEN RECHTEN DIE HOSEN IMMER GUT SITZEN. HOSEN AN DER KNIEKEHLE ... SO KÖNNTE ICH NICHT RUMLAUFEN, WIE NE OMA ODER 'N OPA. RECHTS SEIN HEISST: ZU 5, 10 LEUTEN ZUSAMMEN SEIN, UND WENN MAN BESOFFEN IST, KANAKEN ZUSAMMENKLATSCHEN.“
DENIS, 14, SCHÜLER

DAS SOZIALISTISCHE MUSTERDORF MESTLIN 2013

Ein paar Sommerwochen lang lebt Bettina im mecklenburgischen Mestlin, dem ersten und einzigen sozialistischen Musterdorf der DDR, erbaut zwischen 1952 und 1957. Sie fragt die Menschen Was war die DDR? Woran erinnern Sie sich? und entdeckt in Kellern und auf Dachböden aufbewahrte und weggeräumte Geschichte.



„MEIN VATER SAGTE IMMER: ‚MAN MUSS MIT DEN WÖLFEN HEULEN.‘ DA BIN ICH IHM ZULIEBE IN DIE „DEUTSCH- SOWJETISCHE FREUNDSCHAFT“ EINGETRETEN. ABER MITMARSCHIEREN NUR UM DEN SCHEIN ZU WAHREN? NEE. ICH HABE MICH IMMER ÜBERALL ABSEITS GEHALTEN.“
RUDOLF ZIEGERT, 57, SCHLOSSER



Karl-Marx-Büste in der Abstellkammer des Kulturhauses



„FREIE DEUTSCHE JUGEND BAUT AUF! FÜR EINE BESSERE ZUKUNFT BAUEN WIR DIE HEIMAT AUF! WIR HATTEN KEINEN STROM, ICH HATTE IMMER SCHWARZE NASENLÖCHER VON DER PETROLEUMLAMPE. ABER ES WAR TROTZDEM EINE SCHÖNE ZEIT.“
URSULA HUSSEL, 65, ARBEITER



„WIR HABEN GEGLAUBT, DASS WIR DAS SCHAFFEN. ABER DA WAR EINFACH ZU VIEL INKOMPETENZ DER FUNKTIONÄRE. PRÄMIERT WURDE NICHT LEISTUNG, SONDERN BEKENNTNIS ZUR SACHE.“
GÜNTHER PETERS, 87, CHEMIELEHRER



Arbeitskittel aus der DDR, im Partyraum der LPG

FREIER 2013

Zehn Tage lang arbeitet Bettina im „Paradise“, einem Großbordell im Stuttgarter Industriegebiet Echterdingen. Ihre Frage lautet: Warum sind Sie hier? Zehn Männer, zwischen 23 und 73 Jahre alt, antworten ihr – und lassen sich fotografieren.



„WARUM ICH FÜR SEX BEZAHLE? FRAUEN GEHEN MIR OFT AUF DEN SACK. SIE MACHEN STRESS. DAFÜR ZU ZAHLEN, DAS HAT WAS. INS GESICHT ABSPRITZEN KOSTET 50 EXTRA. EIGENTLICH IST DAS MACHT. MAN KANN MIT DER FRAU MACHEN, WAS MAN WILL.“

CHRISTIAN, 23, KAUFMANN, SINGLE



„ICH MAG KEINE PROFESSIONELLEN. SOLCHE, DIE DAS NUR AB UND ZU MACHEN, BRINGEN MEHR LEISTUNG. GESTERN HAT DIE DANACH GESAGT: ‚DAS WAR DER SCHÖNSTE SEX MEINES LEBENS‘. 50 EURO. DA STIMMT DAS PREIS-LEISTUNGS-VERHÄLTNIS.“

GÜNTHER, 55, GASTWIRT, GESCHIEDEN, 1 SOHN



„WENN MAN IN SO EINEN CLUB GEHT, IST MAN MIT NORMALEN FRAUEN NICHT MEHR ZUFRIEDEN. DIE FIGUREN! MEINE TOCHTER IST 26, ICH ACHE DARAUF, DASS DIE FRAUEN MINDESTENS 27 SIND. VIELE HIER HABEN ZUHÄLTER, DAS HABE ICH SCHON SELBST GESEHEN.“

JOACHIM, 58, INGENIEUR, GETRENNT



„EIN DATE IST IMMER STRESS UND KOSTET ZEIT. MEIN TYP? AUF GAR KEINEN FALL ASIATINNEN. SYMPATHIE MUSS SEIN, DANN MACHT'S DER FRAU AUCH SPASS. MANCHMAL GUCKEN DIE ALLERDINGS AUF DIE UHR. DA HAT MAN DANN EIGENTLICH KEINE LUST MEHR.“

DUNG, 28, RESTAURANTCHEF, SINGLE

Immer wieder wird Bettina als Deutschlands herausragende sozialpolitische Fotografin bezeichnet. Eine Adelung, die durchaus berechtigt ist. Schließlich sucht ihr Werk in Bezug auf Themenwahl sowie die konstant hohe Qualität hierzulande ihresgleichen. Face to Face, eine umfassende Werkschau, die zwischen Januar und April 2015 in Köln gezeigt wurde und sich mit ihren politischen Essays der vergangenen 25 Jahre beschäftigte, ist Indiz genug: Bettinas Arbeiten genießen eine hohe Wertschätzung.

Als wir sie auf die öffentliche Wahrnehmung ihres Werks ansprechen, ernten wir das erste Mal in unserem Interview ein verlegenes Lachen. Die Frau, die sonst so besonnen und überlegt daherkommt, wirkt plötzlich ein wenig unsicher und weiß nicht so recht, wie sie mit diesem Lob umgehen soll. Dabei hört sie es wahrlich nicht zum ersten Mal. Nach einer kurzen Pause antwortet sie doch noch: „Es stimmt, dass sich wohl kaum jemand den relevanten gesellschaftspolitischen Fragen in den letzten Jahren so konsequent gestellt hat, wie ich. Und das auf eine mitunter ungemütliche Art, sodass die Leute sagen: *Hm, darf man das so zeigen?*“

Als Paradebeispiel dafür gilt ihr Essay „Ich bin stolz, ein Rechter zu sein“. Schon 2001 zeigt sie Jugendliche und junge Erwachsene der rechten Szene in Berlin. Großformatige Porträts, Flitner-typisch mit Zitaten versehen: „Rechts sein heißt: Zu fünf, zehn Leuten zusammen sein und wenn man besoffen ist, Kanaken zusammenklatschen.“ So die Meinung des damals 14-jährigen Schülers Denis.

Es ist ein Projekt, das bis heute polarisiert, das die Leute heraushievt aus ihrer ideologischen Bequemlichkeit. Die Porträts haben eine solche Präsenz, dass Wegschauen kaum möglich ist. Bettina muss sich nach der Veröffentlichung mit teils heftigen Reaktionen und Anfeindungen auseinandersetzen. Dabei hat sie nichts weiter getan, als den Ist-Zustand der Gesellschaft widerzuspiegeln. „Ich wurde immer wieder gefragt: Wieso zeigen Sie das? Wieso schreiben Sie nicht unter das Zitat: *Diese Aussagen entsprechen nicht der Denkweise der Fotografin?*“, erinnert sie sich. Nach einem kurzen Gespräch waren die Gemüter jedoch meist wieder beruhigt und die Betrachter verstanden Bettinas Ansatz: „Mich interessiert der Schrecken im Normalen, eben die ‚Banalität des Bösen‘, wie es Hannah Arendt sagte. Selbstverständlich lasse ich auch die Menschen zu Wort kommen, die meine eigenen Standpunkte nicht teilen. Genau das interessiert mich ja.“

2008 werden die „Boatpeople“ zu Bettinas erstem Fine-Art-Projekt. Sie sind ein komplettes Kontrastprogramm zur tiefgrün-

digen, sozialpolitischen Auseinandersetzung mit aktuellen Themen und markieren einen Bruch zu den sonst so klaren, direkten Aufnahmen im Stile der amerikanischen Straight Photography um Alfred Stieglitz, Edward Weston und Ansel Adams. Die „Boatpeople“, für die sie extra eine originale Barke aus Burma besorgt und auf dem Rhein fotografiert, haben eine elegische, fast schon romantische Aura – und gefallen ihr selbst unter all ihren Projekten kurioserweise am besten. Daher wird es wohl auch in Zukunft solche Arbeiten geben.

DAS FILMISCHE FOTO

In der Art, wie sie ihre Projekte umsetzt, kombiniert Bettina, die heute in Köln und Berlin lebt, das Beste aus beiden Welten ihrer künstlerischen Vergangenheit: Den filmischen Charakter verleiht sie ihren Essays, indem sie primär in Fotoserien arbeitet. Einzelaufnahmen gibt es nicht. Der Einsatz von Texten und Zitaten, die stets mit den Porträtierten abgestimmt sind, erinnert mitunter an ein Drehbuch, eine Erzählstimme. Bettinas Arbeiten wirken wie eine Gratwanderung zwischen dokumentarischer und inszenierter Fotografie.

Zugleich gibt ihr der Einsatz einer Foto-statt Filmkamera die Freiheit, fast immer ohne Assistenten zu arbeiten. Das liege ihr mehr und sei insbesondere für Porträtsituationen besser, als permanent ein Team dabeizuhaben. Denn ihre Porträts sollen mehr von den Personen einfangen, als das reine Bild. Sie sollen den Betrachter möglichst dicht heranholen, ohne dabei aufdringlich zu wirken.

Genau wie sich Bettinas Arbeit in zwei Hauptstränge teilt, ist es auch mit ihrer Ausrüstung. Bei Porträtaufnahmen greift sie gern zur Mamiya RZ67, dem dicken, analogen Mittelformatklotz. Der sei zwar äußerst unpraktisch, habe aber eine unschlagbare Ästhetik. Zur Absicherung ist auch immer eine Digitalkamera dabei: „In bestimmten Situationen muss ich einfach sicher sein, dass die Fotos auf Anhieb was geworden sind. Bei den Freiern beispielsweise gab es keine zweite Chance.“ Auch bei Porträts unter freiem Himmel, wie bei der Serie „Prostituierte“ (2014), ist analog nicht angebracht. Die ständig wechselnden Lichtsituationen würden einen Filmwechsel zu aufwendig machen. „Wenn ich kann, arbeite ich allerdings auf Film. Doch welcher Auftraggeber bezahlt einem das heute noch?“

Fällt die Wahl auf digitales Equipment, nutzt sie die Nikon D800E und hat zusätzlich die D700 als Ersatzgehäuse dabei. Ihr Lieblingsobjektiv ist das 85 mm f/1,4, die klassische Porträtlinse. Ab und zu greift Bet-

tina auch zur 50-mm-Festbrennweite, einem 14-24er-Zoom oder aber dem 24-70 mm. Teleobjektive verwendet sie nicht.

„ICH WILL ETWAS ERZÄHLEN“

Gerade die Dokumentarfotografie beschäftigt sich immer wieder mit dem Aspekt der Objektivität: Ist sie Voraussetzung oder Ziel eines Projekts? Wer kann sie beurteilen? Und lässt sie sich überhaupt realistisch umsetzen? Bettina meint, man sei nie nur neutraler Beobachter, selbst bei rein dokumentarischer Fotografie. Immerhin bestimmen wir aktiv, was wir fotografieren, wählen Bildausschnitt, Perspektive und Fokuspunkt. Jedes Foto ist somit automatisch eine Parteinahme.

Dies funktioniert jedoch nur, wenn die Bilder auch etwas erzählen. Ein Aspekt, der ihrer Ansicht nach hierzulande nicht immer im Vordergrund steht. Die deutsche Fotografie sei lange Zeit sehr öde gewesen. Menschenlose Räume, Leere, kein Engagement und möglichst neutral, sodass der Betrachter viel hineininterpretieren kann. In den USA empfindet Bettina das deutlich anders: „Dort haben die Fotografen keine Angst vorm Erzählen. Themen gibt es in Deutschland ja auch genug, aber ebenso eine Scheu vor der Überwältigung durch Bilder.“

Ende Oktober war sie in Leipzig unterwegs und befragte dort Passanten zum Thema „Das Fremde“. Im Zusammenhang mit der aktuellen Flüchtlingsdebatte wollte sie wissen: Werden wir das schaffen? Die Ergebnisse sind im November 2015 und Februar 2016 im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig zu sehen. Natürlich in Wort und Bild. Typisch Flitner eben. ←



MEHR VON BETTINA FLITNER

www.bettinaflitner.de

tingurl.com/BettinaFlitner